

KAREN DIONNE



DIE
MOOR-
TOCHTER

PSYCHOTHRILLER

GOLDMANN

Aber ich war ein Kind. Ich liebte meinen Vater. Der Jacob Holbrook, den ich kannte, war klug, witzig, geduldig und gütig. Er sorgte für mich, er gab mir zu essen und kleidete mich, er brachte mir alles bei, was ich wissen musste, um im Moor nicht nur zu überleben, sondern gut zu leben. Im Übrigen sprechen wir hier von den Ereignissen, denen ich meine Existenz verdanke, da kann ich doch schlecht sagen, dass es mir leidtut, oder?

Als ich meinen Vater das letzte Mal sah, schlurfte er in Handschellen und Fußseisen aus dem Gerichtssaal von Marquette County, um mit Tausenden anderen Männern eingesperrt zu werden. Ich war bei seinem Prozess nicht dabei – meine Aussage wurde wegen meines Alters und der Umstände, unter denen ich aufgewachsen war, als unzuverlässig erachtet und zudem als verzichtbar, da meine Mutter der Staatsanwaltschaft mehr als genug Beweismaterial liefern konnte, um meinen Vater ein Dutzend Mal lebenslänglich hinter Gitter zu bringen. Aber an dem Tag, als mein Vater verurteilt wurde, fuhren die Eltern meiner Mutter mich aus Newberry zum Gericht. Ich glaube, sie haben gehofft, wenn ich sähe, wie mein Vater seine gerechte Strafe erhielt für das, was er ihrer Tochter angetan hatte, würde ich ihn schließlich ebenso hassen, wie sie es taten. Das war auch der Tag, an dem ich meine Großeltern väterlicherseits kennenlernte. Man stelle sich meine Verblüffung vor, als ich entdeckte, dass die Mutter des Mannes, der für mich immer ein Ojibwe gewesen war, blond und weiß war.

Seit jenem Tag bin ich mindestens hundertmal am Marquette Branch Prison vorbeigefahren – jedes Mal wenn wir Mari zu einem Termin bei ihrem Spezialisten bringen oder mit den Mädchen zum Einkaufen fahren oder wenn wir in Marquette ins Kino gehen wollen. Das Gefängnis selbst ist vom Highway aus nicht zu sehen. Das Einzige, was man im Vorbeifahren sieht, ist eine gewundene, von alten Steinmauern gesäumte Zufahrtsstraße; es wirkt wie der Eingang zu einem Anwesen von altem Geldadel, das versteckt hinter Bäumen an einer felsigen Steilküste mit Blick über die Bucht liegt. Die Verwaltungsgebäude aus Sandstein stehen unter Denkmalschutz, sie stammen aus der Zeit der Eröffnung des Gefängnisses im Jahr 1889. Der Hochsicherheitsbereich, in dem mein Vater untergebracht war, besteht aus sechs Einzelzellentrakten, umschlossen von einer sechs Meter dicken Mauer, die von einem drei Meter hohen Maschendrahtzaun gekrönt wird. Der Trakt ist durch acht Schießtürme gesichert, fünf der Türme sind zudem mit Überwachungskameras ausgestattet, die auch das Geschehen innerhalb der Zellentrakte erfassen. So steht es jedenfalls in Wikipedia. Ich bin selbst nie drin gewesen. Einmal habe ich mir das Gefängnis auf dem Satellitenbild von Google Earth angeschaut. Es waren keine Gefangenen im Hof.

Und jetzt hat das Gefängnis einen Insassen weniger. Was bedeutet, dass ich in wenigen Minuten gezwungen sein werde, meinem Mann die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen über mich, meine Herkunft und die Umstände meiner Geburt, so wahr mir Gott helfe.

Wie aufs Stichwort schlägt Rambo an. Sekunden später streichen Scheinwerfer über den

Hof. Die Außenbeleuchtung geht an, als ein Geländewagen in die Auffahrt einbiegt. Es ist nicht Stephens Cherokee – dieser Wagen hat eine Blaulichtleiste auf dem Dach und das Emblem der State Police auf der Tür. Einen Sekundenbruchteil lang wiege ich mich in der Illusion, ich könnte die Fragen der Polizisten beantworten und sie wieder loswerden, bevor Stephen nach Hause kommt. Dann biegt der Cherokee unmittelbar nach dem Polizeiauto ein. Bei beiden Fahrzeugen geht gleichzeitig die Innenbeleuchtung an. Ich beobachte, wie Stephens Verwirrung in Panik umschlägt, als er die Uniformen der Polizisten sieht. Er rennt über den Hof auf mich zu.

»Helena! Ist alles in Ordnung? Was ist mit den Mädchen? Was ist passiert? Geht es dir gut?«

»Uns fehlt nichts.« Ich bedeute Rambo, dass er dableiben soll, und steige die Verandastufen hinunter, um ihm entgegenzugehen, während die Polizisten schon auf uns zusteuern.

»Helena Pelletier?«, fragt der erste, der offenbar das Kommando hat. Er ist jung, ungefähr in meinem Alter. Sein Partner sieht sogar noch jünger aus. Ich frage mich, wie viele Menschen die beiden schon vernommen haben. Wie viele Leben sie mit ihren Fragen ruiniert haben. Ich nicke und taste blind nach Stephens Hand. »Wir möchten Ihnen einige Fragen zu Ihrem Vater Jacob Holbrook stellen.«

Stephens Kopf schnellte zu mir herum. »Dein Va-... Helena, was geht hier vor? Ich verstehe nicht. Der entflohene Gefangene ist dein Vater?«

Ich nicke erneut. Eine Geste, von der ich hoffe, dass Stephen sie als Entschuldigung und Geständnis zugleich auffassen wird. *Ja, Jacob Holbrook ist mein Vater. Ja, ich habe dich belogen von dem Tag an, als wir uns kennenlernten. Ja, das Blut dieses bösen Mannes fließt in den Adern unserer gemeinsamen Töchter. Es tut mir leid. Es tut mir leid, dass du es auf diese Weise erfahren musstest. Es tut mir leid, dass ich es dir nicht eher gesagt habe. Es tut mir leid, leid, leid.*

Es ist dunkel. Stephens Gesicht ist verschattet. Ich kann nicht erraten, was er denkt, als sein Blick langsam von mir zu den Polizisten und zurück zu mir wandert, dann wieder zu den Polizisten.

»Wir gehen am besten rein«, sagt er schließlich. Nicht zu mir, sondern zu ihnen. Er lässt meine Hand los und führt die Beamten über unsere vordere Veranda ins Haus. Und die Mauern meines so sorgsam aufgebauten zweiten Lebens stürzen einfach so ein.

Die Beamten der Michigan State Police sitzen auf dem Sofa in unserem Wohnzimmer, einer links und einer rechts, wie zwei blaue Buchstützen: gleiche Uniform, gleiche Größe, gleiche Frisur, die Mützen respektvoll auf dem Kissen in der Mitte abgelegt, die Knie gespreizt, denn Stephen ist kein besonders großer Mann, und das Sofa hat eine niedrige Sitzfläche. Sie wirken größer als zuvor in unserem Hof, einschüchternder, als ob die Autorität, die ihre Uniformen ausstrahlen, sie irgendwie auch körperlich größer macht. Oder vielleicht kommt mir das Zimmer mit ihnen auch kleiner vor, weil wir so selten Besuch haben. Stephen hat ihnen Kaffee angeboten, als er sie in unser Haus einlud, aber die Polizisten haben abgelehnt – zu meiner Erleichterung, denn ich will auf keinen Fall, dass sie länger bleiben als unbedingt nötig.

Stephen hockt auf der Kante des Sessels neben dem Sofa, wie ein Vogel, der jeden Moment auffliegen wird. Sein rechtes Bein wackelt nervös, und seine Miene verrät deutlich, dass er am liebsten ganz woanders wäre. Ich sitze auf dem einzigen verbliebenen Stuhl am anderen Ende des Zimmers. Dass die räumliche Distanz zwischen mir und meinem Mann so groß ist, wie das Zimmer es eben zulässt, ist mir nicht entgangen. Ebenso wenig wie die Tatsache, dass Stephen, seit er die Polizisten in unser Haus gebeten hat, sich sichtlich größte Mühe gibt, jeglichen Blickkontakt mit mir zu vermeiden.

»Wann haben Sie Ihren Vater das letzte Mal gesehen?«, fragt der Polizist, der das Kommando hat, sobald wir Platz genommen haben.

»Ich habe meinen Vater nicht mehr gesehen oder gesprochen seit dem Tag, an dem ich das Moor verließ.«

Der Officer zieht eine Braue hoch. Ich kann mir vorstellen, was er jetzt denkt. Ich wohne fünfzig Meilen von dem Gefängnis entfernt, in dem mein Vater dreizehn Jahre lang inhaftiert war, und ich habe ihn kein einziges Mal besucht?

»Also dreizehn Jahre.« Er zieht einen Stift und einen Notizblock aus seiner Hemdtasche und schickt sich an, die Zahl aufzuschreiben.

»Fünfzehn«, korrigiere ich ihn. Nachdem meine Mutter und ich das Moor verlassen hatten, streifte mein Vater noch zwei Jahre durch die Wildnis der Upper Peninsula, ehe er gefasst wurde. Der Polizist weiß das genauso gut wie ich. Er bereitet den Boden, indem er eine Frage stellt, auf die er die Antwort bereits kennt, damit er im weiteren Verlauf erkennen kann, wann ich lüge und wann ich die Wahrheit sage. Nicht dass ich irgendeinen Grund hätte zu lügen, aber das weiß er noch nicht. Ich verstehe, dass er mich bis zum Beweis des Gegenteils als verdächtig betrachten muss. Aus einem

Hochsicherheitsgefängnis bricht normalerweise niemand aus, es sei denn, er hat einen Helfer, entweder drinnen oder draußen. Zum Beispiel jemanden wie mich.

»Okay. Sie haben also seit fünfzehn Jahren nicht mehr mit Ihrem Vater gesprochen.«

»Sie können die Besucherprotokolle überprüfen, wenn Sie mir nicht glauben«, erwidere ich, obwohl ich mir sicher bin, dass sie das schon getan haben. »Die Anruflisten, oder was auch immer. Ich sage die Wahrheit.«

Das soll nicht heißen, dass ich nicht oft darüber nachgedacht hätte, meinen Vater im Gefängnis zu besuchen. Als die Polizei ihn damals fasste, wollte ich ihn unbedingt sehen. Newberry ist eine kleine Stadt, und das Gefängnis, in dem er bis zur Anklageerhebung untergebracht war, lag nur ein paar Häuserblocks von meiner Schule entfernt; ich hätte jederzeit nach dem Unterricht zu Fuß hingehen oder das Rad nehmen können. Ich glaube nicht, dass irgendjemand mir ein paar Minuten mit meinem Vater verwehrt hätte. Aber ich hatte Angst. Ich war vierzehn. Es war zwei Jahre her. Ich hatte mich verändert und er sich vielleicht auch. Ich befürchtete, dass mein Vater sich weigern würde, mich zu sehen. Dass er wütend auf mich wäre, weil es meine Schuld war, dass er gefasst worden war.

Nach seiner Verurteilung wäre niemand bereit gewesen, mich die hundert Meilen von Newberry nach Marquette und wieder zurück zu fahren, nur damit ich meinen Vater besuchen konnte, selbst wenn ich den Mut gehabt hätte zu fragen. Später, nachdem ich meinen Nachnamen geändert hatte und ein eigenes Auto besaß, konnte ich ihn immer noch nicht besuchen, denn ich hätte mich ausweisen und meinen Namen in die Besucherliste eintragen müssen, und ich konnte nicht zulassen, dass mein neues Leben sich mit dem alten überschneidet. Es war auch nicht so, als ob ich ständig das Bedürfnis gehabt hätte, ihn zu sehen. Die Idee, ihn zu besuchen, tauchte nur dann und wann einmal auf, meist, wenn Stephen mit den Mädchen spielte und etwas an der Art, wie sie miteinander umgingen, mich an jene längst vergangenen Tage erinnerte, als wir zusammen waren.

Das letzte Mal, dass ich ernsthaft darüber nachdachte, den Kontakt zu suchen, war nach dem Tod meiner Mutter vor zwei Jahren. Es war eine schwere Zeit. Ich konnte nicht offen auf den Tod meiner Mutter reagieren, ohne zu riskieren, dass irgendjemand eins und eins zusammenzählte und dahinterkam, wer ich war. Ich war in einer Art selbst verordnetem Zeugenschutzprogramm – wenn ich mit meinem neuen Leben durchkommen wollte, musste ich alle Verbindungen zu dem alten kappen. Und dennoch – ich war das einzige Kind meiner Mutter, und ihrer Beerdigung fernzubleiben kam mir vor wie Verrat. Und der Gedanke, sie nie wiederzusehen, nie wieder mit ihr sprechen zu können, schmerzte mich. Ich wollte nicht, dass das Gleiche mit meinem Vater passierte. Vielleicht hätte ich mich als Gefängnis-Groupie oder als Journalistin ausgeben können, falls jemand sich darüber gewundert hätte, dass ich plötzlich auftauchte und ihn sehen wollte. Aber damit der Plan funktionierte, hätte mein Vater mitspielen müssen, und ich konnte unmöglich im Voraus wissen, ob er darauf eingehen oder sich weigern würde.

»Haben Sie irgendeine Idee, wohin er sich gewendet haben könnte?«, fragt der Officer.

»Was er vorhat?«

»Nein, keine Ahnung.« *Abgesehen von dem offensichtlichen Wunsch, seine Verfolger möglichst weit hinter sich zu lassen*, hätte ich beinahe hinzugefügt; aber mir ist durchaus klar, dass man einen Mann mit Pistole besser nicht provoziert. Einen Moment lang spiele ich mit dem Gedanken, sie nach dem Stand der Fahndung zu fragen, aber die Tatsache, dass sie mich um Hilfe bitten, verrät mir alles, was ich wissen muss.

»Glauben Sie, dass er versuchen wird, mit Helena Kontakt aufzunehmen?«, fragt Stephen. »Ist meine Familie in Gefahr?«

»Wenn Sie für ein paar Tage woanders unterkommen könnten, wäre das wohl ganz ratsam.«

Stephen wird kreidebleich im Gesicht.

»Ich glaube nicht, dass er hierherkommen wird«, werfe ich rasch ein. »Mein Vater hat seine Eltern gehasst. Er hat keinen Grund, an den Ort zurückzukehren, wo er aufgewachsen ist. Er wird einfach nur weg wollen.«

»Moment mal – soll das heißen, dein Vater hat hier *gewohnt*? In unserem Haus?«

»Nein, nein. Nicht in diesem Haus. Dieses Grundstück hat seinen Eltern gehört, aber nachdem ich es geerbt hatte, habe ich das ursprüngliche Haus abreißen lassen.«

»Das Grundstück seiner Eltern ...« Stephen schüttelt den Kopf. Die Polizisten sehen ihn mitleidig an, als ob sie so etwas immer wieder zu sehen bekommen. *Frauen*, scheinen ihre Mienen zu sagen. *Man kann ihnen einfach nicht trauen*. Mir tut Stephen auch leid. Das muss er erst einmal verdauen. Ich wünschte, ich hätte es ihm unter vier Augen beibringen können, in aller Ruhe und auf meine Art und Weise, anstatt gezwungen zu sein, ihn in seiner Ahnungslosigkeit und Verwirrung bloßzustellen.

Stephen sieht mich unverwandt an, als weitere Fragen auf mich einprasseln – zweifellos rechnet er mit noch weiteren Hiobsbotschaften. Wo war ich, als mein Vater entkam? War irgendjemand bei mir? Habe ich meinem Vater nie Pakete geschickt, als er im Gefängnis war? Nicht einmal ein Glas Gelee oder eine Geburtstagskarte?

Während das Verhör endlos weitergeht, durchbohren mich Stephens Blicke. Klagen mich an, verurteilen mich. Meine Hände schwitzen. Mein Mund formt die passenden Antworten auf die Fragen der Polizisten, aber ich kann nur daran denken, wie das hier Stephen treffen muss und wie mein Schweigen ihn und meine Töchter in Gefahr bringt. Und dass die ganzen Opfer, die ich gebracht habe, um mein Geheimnis zu wahren, nichts mehr wert sind, jetzt, da es gelüftet ist.

Schließlich höre ich Schritte draußen auf dem Flur. Iris lugt um die Ecke. Sie bekommt große Augen, als sie die Polizisten in unserem Wohnzimmer erblickt. »Daddy?«, sagt sie unsicher. »Kommst du mir einen Gutenachtkuss geben?«

»Aber klar doch, Schnuckelchen«, antwortet Stephen, ohne sich im Geringsten die Anspannung anmerken zu lassen, die wir beide empfinden. »Geh wieder ins Bett, ich komme gleich.« Er wendet sich an die Polizisten. »Sind wir fertig?«